

**„Nein, nicht leer der Himmel“:
Die Rede vom Himmel in der Gegenwartsliteratur**

Der Himmel

Schirm der schirme, geschmückt
mit vogelzügen
Stück für stück
trennen wir heraus
aus der blauen seide

Dieses Widmungsgedicht¹ findet sich im Herzen von Reiner Kunzes neuer Gedichtsammlung "ein tag auf dieser erde" von 1998. "Himmel", das ist ein Urwort menschlicher Sprache, zugleich tief verhaftet in religiösen Vorstellungen wie auch im Bildschatz der Poesie. Die im Englischen entflechtete Bedeutungskoppelung von "sky" (im Sinne der sichtbaren Erdumspannung) und "heaven" (im Sinne der sehnsüchtig erhofften letzten Heimat aller Menschen im Jenseits) eröffnet ein Bedeutungsgefüge, das in der deutschen Sprache schon früh sprachschöpferisch fruchtbar gemacht wurde. So begegnen wir dieser Bedeutung immer wieder in den klassischen Liedern der Kirchengesangbücher. "O Heiland, rei die Himmel auf / herab, herab, vom Himmel lauf" (Gotteslob Nr. 105/Evangelisches Gesangbuch Nr. 7) dichtete etwa 1622 der Jesuit Friedrich Spee, um im buchstäblich verstandenenen Blick nach oben seine Hoffnung auf den adventlichen "Trost der ganzen Welt" zu beschwören. Und schon 1535 hatte Martin Luther die weihnachtliche Botschaft des Engels an die Welt in den Worten verdichtet: "Vom Himmel hoch, da komm ich her, / ich bring euch gute neue Mär" (Gotteslob Nr. 138/Evangelisches Gesangbuch Nr. 24). Zahllose weitere Beispiele aus den Gesangbchern ließen sich hier anfügen.

Bis heute hat sich die Beliebtheit des doppelspannigen Wortes gehalten. Wie aber verwenden Schriftsteller unserer Zeit diesen Begriff? Was verbinden Zeitgenossen mit dem Wort "Himmel"? Wird die traditionell kirchliche Bedeutung weiter aufgenommen oder aber persifliert, karikiert, erweitert, umgedeutet? Und welche Bedeutung hat der bei den Schriftstellern festzustellende Gebrauch dieses klassischen Topos christlicher Verkndigungssprache für den religiösen

¹ Reiner Kunze: ein tag auf dieser erde. Gedichte (Frankfurt 1998), S. 69.

Umgang mit diesem Begriff? Um diese Fragen sollen die folgenden Ausführungen kreisen.

1. "Himmel" als Chiffre in Buchtiteln

Ein erster oberflächlicher Blick auf die Literatur unserer Zeit läßt erkennen, daß das Wort "Himmel" als Chiffre, als Assoziationssignal in Buchtiteln nach wie vor beliebt ist und gern verwendet wird. *Franz Werfel* schildert etwa im Jahre 1939 in seinem Roman "Der veruntreute Himmel" die Geschichte einer einfachen Magd, die sich ihre ewige Seligkeit im Himmel durch Werke zu verdienen versucht. Sie muß jedoch erkennen, daß die Menschen, die sie sich als Fürsprecher erhofft hatte, den Himmel – das heißt: ihre Ewigkeitshoffnung verraten und veruntreut haben. "Himmel" steht hier noch im klassischen Sinne für das religiös erhoffte jüdisch-christliche Jenseits, das freilich ethische Konsequenzen für das Diesseits in sich trägt. In einer Art Quintessenz erklärt der Autor selbst – durch die Hauptfigur – am Ende des Romans: "Unsere Seelen wollen nicht mehr an das Unzerstörbare glauben, und damit an ihre eigene Verantwortung. Der veruntreute Himmel ist der große Fehlbetrag unserer Zeit."³ Die Titelmetapher wird so zum Bild einer gottlosen Zeit, die für ihr moralloses Verhalten den doppelten Preis der Diesseitsverrohung sowie des Jenseitsverlustes zahlt.

Anders bei *Christa Wolf*: In ihrem ersten Roman "Der geteilte Himmel", erschienen 1963, verarbeitet sie die durch den Mauerbau entstandene Situation des geteilten Deutschlands. Anhand des Lebensschicksals zweier konkreter Menschen – dem Liebespaar Rita und Manfred – wird deutlich, wie sich Alltag, Gesellschaft und Gesamthorizont von heute auf morgen auseinander entwickeln. Dort findet sich die folgende, den Titel erläuternde Passage:

Früher suchten sich Liebespaare vor der Trennung einen Stern, an dem sich abends ihre Blicke treffen konnten. Was sollen wir suchen? "Den Himmel wenigstens können sie nicht zerteilen", sagte Manfred spöttisch. Den Himmel? Dieses ganze Gewölbe von Hoffnung und Sehnsucht, von Liebe und Trauer? "Doch", sagte sie leise. "Der Himmel teilt sich zuallererst."⁴

Der Himmel, das ist hier das "ganze Gewölbe von Hoffnung und Sehnsucht, von Liebe und Trauer". Im Begriff "Gewölbe" wird auf das Naturphänomen verwiesen, das jedoch erneut eine übertragene Bedeutung erhält. Nicht jedoch im religiösen Sinn, sondern als Urbild aller menschlichen Hoffnungssehnsüchte.

² Vgl. dazu: *Georg Langenhorst*: Wie von Gott reden? Schriftsteller als Sprachlehrer für Theologen und Religionspädagogen, in: rhs 40 (1997), S. 394-403.

³ *Franz Werfel*: Der veruntreute Himmel. Die Geschichte einer Magd 1939 (Frankfurt 1989), S. 279.

⁴ *Christa Wolf*: Der geteilte Himmel. Erzählung 1963 (München 1973), S. 187.

Zwei weitere Romane knüpfen noch einmal anders an das Himmelsbild an. In dem 1966 erschienenen Roman "Himmel, der nirgendwo endet" erzählt *Marlen Haushofer* mit stark autobiographischen Zügen die Geschichte einer Kindheit in einem österreichisch-ländlichen Forsthaus. Das erinnernde Eintauchen in die Welt des Kindes wird dabei in dem Titelbild – das immer wieder im Roman schattenrißartig aufgerufen wird – zusammengefaßt. Der Roman beginnt wie folgt: "Das kleine Mädchen, von den Großen Meta genannt, sitzt auf dem Grund des alten Regenfasses und schaut in den Himmel. Der Himmel ist blau und sehr tief. (...) Es gibt so viel zu sehen; die eigenen bräunlichen Knie, darüber das silbrige Holz und das Fleckchen Himmel, eine tiefblaue Gasse, die nirgendwo endet."⁵ Mit dem Titel wird also nicht nur die damalige Kinderperspektive vom Grund des Regenfasses aus gebündelt, sondern darin liegt zugleich die Leseanweisung für den gesamten Roman: Erinnern ist wie das Eintauchen in den kindlichen Blick zum Himmel, der scheinbar nirgendwo endet...

Autobiographisch motiviert ist schließlich auch ein vierter Beispieltitel, der den Bogen von 1939 über 1963 und 1966 in unsere Zeit ausspannt: *Ludwig Fels'* Roman "Der Himmel war eine große Gegenwart" von 1990, in dem er seine Wahrnehmungen im Zusammenhang mit dem Sterbensprozeß seiner Mutter beschreibt. Aus der Perspektive ihres Glaubens an den "Himmel" nach dem Tod wird die Auseinandersetzung des Überlebenden mit dem qualvollen Geschehen immer wieder religiös vertieft. Am Ende stehen die bitteren und schonungslosen Erkenntnisse der abgebrochenen Beziehung: "Kein Wort dringt aus der Erde. Kein Ruf aus dem Himmel. (...) Dann geht man, geht im Besitz einer quälenden Gnade, geht auf und davon; der Horizont ist das Ufer des Himmels, und man geht wie im Kreis."⁶

Neben diesen vier Romanen wäre noch eine große Zahl weiterer literarischer Werke zu benennen, in denen das Wort "Himmel" als Chiffre in den Buchtitel aufgenommen wird⁷. Zudem ist ein solcher Bezug auch in Filmtiteln⁸ sehr beliebt, man denke nur an den Kultfilm "Der Himmel über Berlin" von *Wim Wenders* und *Peter Handke* aus dem Jahr 1986/87. Des weiteren finden sich Fortsetzungen einer literarischen Linie, die vom biblischen Hiobbuch⁹ über Goethes "Faust" bis in unsere Zeit hinein produktiv bleibt: das Vorschalten eines "Prologs im Himmel", in dem Gott und Satan ein Experiment auf dem Welttheater inszenieren, das dann in der Haupthandlung des Romans oder Dramas ausge-

⁵ *Marlen Haushofer*: *Himmel, der nirgendwo endet*. Roman ¹1966 (Frankfurt 1996), S. 7f.

⁶ *Ludwig Fels*: *Der Himmel war eine große Gegenwart*. Ein Abschied (München 1992), S. 97f.

⁷ Etwa: *Werner Bergengruen*: *Am Himmel wie auf Erden*. Roman (1940); *Leszek Kolakowski*: *Der Himmelschlüssel*. Erbauliche Geschichten (1963); *Janina David*: *Ein Stück Himmel*. Erinnerungen an eine Kindheit (1981); *Isaac Bashevis Singer*: *Die Gefilde des Himmels*. Eine Geschichte des Baalschem Tow (1982); *Christine Busta*: *Der Himmel im Kastanienbaum*. Gedichte (1989).

⁸ Einige weitere Titel: „Der Himmel soll warten/Heaven Can Wait“ (1943/1977); „Himmel und Hölle“ (1983); „Der Himmelschlüssel“ (1989); „Himmel über der Wüste“ (1989/1990),...

⁹ Vgl. *Georg Langenhorst*: *Hiob unser Zeitgenosse*. Die literarische Hiob-Rezeption im 20. Jahrhundert als theologische Herausforderung (Mainz 1994), bes. S. 46-49, 54-57.

tragen wird. Zuletzt griff der Holländer *Harry Mulisch* diese Idee in seinem Jahrhundertroman "Die Entdeckung des Himmels" von 1992 auf. Aufschlußreicher für den literarischen Gebrauch des Himmels-Begriffs ist jedoch wohl ein Blick hinein in konkrete Texte, in denen vom "Himmel" die Rede ist. Dazu legen sich vor allem lyrische Texte in ihrer Verknappung und sorgsamem Sprachwahl nahe. Deshalb werden wir uns im folgenden auf Gedichttexte konzentrieren. In welchen Zusammenhängen findet sich also dort die Rede vom Himmel?

2. Vom Himmel der kommt – Sprachspuren moderner religiöser Lyrik

Blicken wir zunächst auf den Bereich zeitgenössischer religiöser Lyrik, die versucht, an die Sprachtraditionen der klassischen geistlichen Lyrik anzuknüpfen. Die wichtigsten Vertreter dieser "Bewegung"¹⁰ sind sich dabei bewußt, daß heutiges poetisches Reden nicht einfach ungebrochen an diese Tradition anknüpfen kann, sondern eine eigene zeitgemäße religiös-poetische Sprache finden muß. Das gilt allen voran für den Schweizer Dichterpfarrer *Kurt Marti*¹¹. In seiner ersten wichtigen Gedichtsammlung "gedichte am rand" von 1963 findet sich der folgende – in seinem nüchtern-meditierenden Sprachduktus typische – Text¹²:

das reich der himmel

der himmel der ist
ist nicht
der himmel der kommt
wenn
himmel und erde
vergehen

der himmel der kommt
ist
das kommen des herrn
wenn
die herren der erde
gegangen

¹⁰ Vgl. dazu: *Georg Langenhorst*: Im Zwiespalt von Spiritualität und poetischer Qualität? „Christliche Lyrik“ in den 90er Jahren, in: *Theologie und Glaube* 86 (1996), S. 66-81.

¹¹ Vgl. dazu: *Christoph Mauch*: Poesie - Theologie - Politik. Studien zu Kurt Marti (Tübingen 1992).

¹² *Kurt Marti*: geduld und revolte. Die gedichte am rand (Stuttgart 1995), S. 22.

Marti nimmt hier eine theologisch-politische Begriffsklärung vor. "Himmel" im religiösen Sinn – das ist nicht das Jenseits, welches am Ende der Tage nach dem Untergang dieser Welt als neue Seinsform entstehen wird. Zwar übernimmt Marti die futurische Bedeutung des "Himmels der kommt", aber er bezieht dies nicht auf das raumzeitliche Jenseits. Himmel wird dann sein, wenn die "Herren der Erde" – die Herrscher und Mächtigen unserer Zeit – abgetreten sind, wenn niemand anderer als Jesus Christus, "der Herr", das Sein bestimmt. Ob dieser Gedanke konkret-reale Utopie für das Leben ist oder eben doch auch Vision für ein Jenseits, bleibt dabei bewußt ungesagt.

Ein ganz anderer Himmelsaspekt taucht in einem der neuesten Gedichte Martis auf. Ganz im Stil des religiös-poetischen Gebrauchstextes ohne abstrakte künstlerische Intention findet es sich in der Gedichtsammlung "gott gerne klein" – dem verschwiegenen aber mitgemeinten "mensch gerne groß" gegenübergestellt. Hier¹³ reflektiert Marti über das klassische religiöse Gegensatzpaar:

hölle himmel

ich glaube nicht an die hölle enggläubiger christen
ich glaube nicht an die hölle bornierter fundis
doch bleibt mir im ohr was ein kluger jude gemurmelt:
 "es muss eine hölle geben
 – wo wäre sonst hitler?
 es muss einen himmel geben
 – wo wären sonst die vergasten?"
ich glaube dass schmerz und gedächtnis heilig
ich glaube dass sie weltenschwer wiegen
auf der waage des höchsten und des gerechten

Hier spricht ein aufgeklärter Christ unserer Zeit, der die klassischen Vorstellungen von Hölle und damit auch von Himmel als Gegensatz – wie selbstverständlich – abgelegt hat. Und der sich dennoch fragt, ob er darin recht hat. Im Blick auf Täter und Opfer des Holocaust, im Blick auf Erinnerung, Schmerz und Wunsch nach Gerechtigkeit: gibt es dort nicht doch einen bleibenden Gedanken an Himmel als Ort der jenseitigen Gerechtigkeit?

Wie aber ist dieser religiöse Himmelsbegriff verbunden mit dem kosmischen? Gibt es eine Verbindungslinie von "sky" zu "heaven"? In einem Gedicht des Münchner Lyrikers *Michael Großmeier* von 1983 wird dieser Gedanke zum zentralen Fluchtpunkt:

¹³ Kurt Marti: gott gerne klein. Gedichte (Stuttgart 1995), S. 67.

Herbstabend¹⁴

Der Himmel, gehalten nur
von den Rauchsäulen der Kartoffelfeuer.

Vogelschwärme, wie Weihrauch
bläulich unter Kuppeln hin.

Laurentius auf dem Rost.
Unter ihm die Wolkenglut,
vom Wind geschürt.

Die Funken stieben:
Sterne.

Der Vollmond
hinter dem Märtyrerhaupt
wandelt sich zum Heiligenschein.

Ich seh den Himmel offen.

Auge in Auge
mit dem Unsichtbaren.

Das Gedicht greift eine vielfach bezeugte lyrische Tradition auf. Im romantisierenden Naturgedicht, das bevorzugt den Herbst aufgreift und beschreibt, wird in zahllosen Beispielen und ungezählten Bildverbindungen auf den Himmel als Naturphänomen und die von ihm ausgehende "Stimmung" verwiesen. So auch hier: Der Herbsthimmel scheint gestützt von den Rauchsäulen. Großmeier verbindet dieses klassisch-idyllische Stimmungsbild jedoch mit religiösen Assoziationen. Die Begriffe "Weihrauch", "Kuppeln" oder der heilige "Laurentius" verbinden die Naturschilderung mit den geradezu mystischen religiösen Assoziationen. Im Bild des Mondes wird diese Linie endgültig ausgedeutet. Die optische Assoziation des Vollmondes mit dem "Heiligenschein" des Laurentius bereitet den Boden für die letzten drei Zeilen, die nun vollends den Bereich der Naturschilderung verlassen und allein die religiöse Deutung an das Ende des Gedichtes stellen. Naturerfahrung und Herbststimmung werden zum Absprungbrett einer religiösen Vision: Der Himmel scheint offen, der Betrachter fühlt sich "Auge in Auge" mit dem "Unsichtbaren".

¹⁴ *Michael Großmeier: Schnee auf der Zunge. Gedichte (München 1983), zitiert nach: Paul Konrad Kurz (Hrsg.): Wem gehört die Erde. Neue religiöse Gedichte (Mainz 1984), S. 29.*

Dies ist fraglos kein lyrischer Spitzentext unserer Zeit, aber er illustriert beispielhaft, wie die Bedeutungsebenen von Himmel im Sinne von "sky" und "heaven" ineinander fließen. Mit dieser Verbindung der natürlichen Landschaft zur Seelenlandschaft mit dem Bezugspunkt Himmel arbeitet die christliche Literatur gern. Das wird noch einmal an einem Text¹⁵ von *Albrecht Goes* deutlich:

Landschaft der Seele

Kein Himmel. Nur Gewölk ringsum
Schwarzblau und wetterschwer.
Gefahr und Angst. Sag: Angst – wovor?
Gefahr: und sprich – woher?
Rissig der Weg. Das ganze Feld
Ein golden-goldner Brand.
Mein Herz, die Hungerkrähe, fährt
Kreischend über das Land.

Hier verweist "Himmel" gleichzeitig auf die reale Hochsommerlandschaft, die jedoch die innere Gefühlslage von Bedrohung und Verängstigung widerspiegelt. Die Sehnsucht nach dem Blick auf den freien Himmel bestimmt beides: den Blick auf die Gewitterszenerie wie den Drang der "Hungerkrähe" Herz auf der Suche nach dem inneren Himmel.

Auch jenseits der christlichen Literatur kann das Naturphänomen "Himmel" eine übertragene metaphorische Bedeutung erlangen. Vor allem die Verbindung zum Begriff "Horizont" legt die Bildsphäre fest: Himmel steht für die Lebensperspektive, die Grenzpfosten des Vorstellbaren und Erlebbaren. So etwa in einem der Kurzgedichte, die *Günter Grass* 1997 als "Fundsachen für Nichtleser"¹⁶ veröffentlichte:

Überm Stoppelacker

Die Felder kahlgeschoren,
der Himmel leergefegt.
Dieses Gedicht
will als Drachen steigen
Und Ausschau halten: Mal sehen,
ob etwas Neues
über den Horizont kriecht.

¹⁵ *Albrecht Goes*: Leicht und schwer. Siebzig Jahre im Gedicht (Frankfurt 1998). S. 31.

¹⁶ *Günter Grass*: Fundsachen für Nichtleser (Göttingen 1997), S. 131.

3. Kritik an religiösen Himmelsvorstellungen

Hand in Hand mit der Religionskritik ging seit dem 19. Jahrhundert eine Kritik an den christlichen Jenseitsvorstellungen. Die Rede von Himmel und Hölle wurde als maliziöser Drohmechanismus und wirkungsvoll-raffiniertes Vertröstungssystem durchschaut. Vor allem in der frühen Lyrik *Bertolt Brechts* stößt man immer wieder auf die "radikale Umkehr traditioneller Himmelsbilder"¹⁷. Das läßt sich an einigen Beispieltexen des knapp über zwanzigjährigen Rebellen und Bonvivants aus der Zeit um 1919/1920 illustrieren. Zentral etwa:

*Der Himmel der Enttäuschten*¹⁸

1

Halben Weges zwischen Nacht und Morgen
Nackt und frierend zwischen dem Gestein
Unter kaltem Himmel wie verborgen
Wird der Himmel der Enttäuschten sein.

2

Alle tausend Jahre weiße Wolken
Hoch am Himmel. Tausend Jahre nie.
Aber alle tausend Jahre immer
Hoch am Himmel. Weiß und lachend. Sie.

3

Immer Stille über großen Steinen
Wenig Helle, aber immer Schein
Trübe Seelen, satt sogar vom Greinen
Sitzen traumlos, stumm und sehr allein.

4

Aber aus dem untern Himmel singen
Manchmal Stimmen feierlich und rein:
Aus dem Himmel der Bewunderer dringen
Zarte Hymnen manchmal oben ein.

"Oben" und "Unten", "Himmel" und "Hölle" werden in diesem Text, der sich parodistisch-bewußt an die schlichten Formvorgaben des singbaren Kirchenlie-

¹⁷ *Karl-Josef Kuschel*: Der andere Brecht. Versuch einer theologischen Analyse seiner Lyrik, in: *Stimmen der Zeit* 202 (1984), S. 629-643, hier: S. 634.

¹⁸ Die Gedichte von Bertolt Brecht in einem Band (Frankfurt 1990), S. 55.

des hält, neu charakterisiert: "Oben" ist der Himmel der "Enttäuschten", der Vertrösteten, der im Leben zu kurz Gekommenen; "Unten" dagegen der "Himmel der Bewunderer", die vor allem das Leben und seine Genüsse bewundern. In den Texten dieser Zeit besingt Brecht – so *Christoph Gellner* in seiner exzellenten literarisch-theologischen Studie zu Brecht und Hesse – das "Hohelied des unersättlich-diesseitigen Lebensgenusses"¹⁹. Diese Linie wird hier spielerisch in ein imaginäres Jenseits verlängert. Auch dort erweist sich das Lebensmodell des Himmels als Betrug: "nackt", "frierend", "kalt", steinig ist der versprochene Himmel, langweilig, öde, still und trüb. Nicht einmal Träume bleiben den dortigen Seelen, nur Einsamkeit und Stummheit. Dem gegenüber klingen aus der vermeintlichen "Hölle" hin und wieder Stimmen in den vermeintlichen "Himmel", die neidisch machen: "feierlich" sind sie, "rein", "Hymnen" singen sie. Mit einfachen Mitteln kehrt Brecht hier die klassische Bildsprache von Himmel und Hölle um. "Laßt euch nicht betrügen" heißt es als Moral dazu in seinem wohl bekanntesten Gedicht aus diese Zeit "Gegen Verführung" (S. 260). Ähnliche Gedanken finden sich – geknüpft an das Bild des Himmels – in zahlreichen Gedichten Brechts aus dieser Zeit. In der "Hymne an Gott" kann es etwa über Gott heißen: "Liebest die Armen arm sein manches Jahr / Wie ihre Sehnsucht schöner als dein Himmel war" (S. 54) – im Klartext: die Vertröstung auf den Himmel ist mehr, als der Himmel leisten kann. Vor allem die Umkehr der Bilder von Himmel und Hölle stellt Brecht jedoch ins Zentrum:

Wie ich genau weiß

Wie ich genau weiß
 Fahren die Unreinen zur Hölle
 Über den ganzen Himmel.
 Sie werden gefahren in Wägen, durchsichtig
 Es wird ihnen gesagt: Dies unter euch
 Ist der Himmel.
 Ich weiß es, daß dies ihnen gesagt wird
 Denn ich denke mir
 Gerade unter ihnen
 Sind viele, die ihn nicht erkennen würden, denn gerade sie
 Haben ihn sich strahlender gedacht.

Brecht läßt in dieser Vision (S. 56) die "Unreinen" wie in klassisch-christlichen Vorstellungen gewohnt zur Hölle fahren. Ihr Weg führt jedoch "über den ganzen Himmel". Und in Umkehrung der normalen Perspektive liegt der "Himmel" nun

¹⁹ *Christoph Gellner*: Weisheit, Kunst und Lebenskunst. Fernöstliche Religion und Philosophie bei Hermann Hesse und Bertolt Brecht (Mainz 1997), S. 75.

unter ihnen. Was für ein Himmel aber ist dies? Einer, den keiner gerade der "Unreinen" als solchen erkannt hätte, weil die Vorstellung von ihm so viel strahlender als die Realität war. Wie aber sieht denn dann der "wahre Himmel", der Himmel der "Unreinen" aus? Auch dieser Vision widmet Brecht ein eigenes bemerkenswertes Gedicht (S. 57):

Lied von den Seligen

Wenn ihr sterbt, dann werden einige in den Himmel eingehn.
Die werden sich nicht wundern, denn sie haben ihn schon gesehn.
Mörder und Säufer werden darinnen sein.
Wer die nicht lieben kann, kommt nicht herein.

Wer den Bruder schlug, der findet den Himmel nicht so schwer
Die Betrunknen gehen sehr leicht diese Wege her...
Wer die Sterne sah, als er in Gossen lag
Der erhebt sich leicht an seinem Ehrentag.

Wer nie blind war, wird den Himmel nie sehn
Keiner kann allein in den Himmel gehn
Leiden werden auch dorten sein.
Alle tragen aller Last gemein.

Kinder und Narren, die gehen wohl ins helle Land...
Mörder und Opfer, die gehen Hand in Hand.
Arm in Arm, wer von Blut und Tränen troff
Bruder Baal und Bruder Karamasoff.

Erneut wird in der Form und Sprachwahl die Parodie auf traditionelle Kirchensprache deutlich. Wer also sind Brechts "Selige", wen sieht er als Erben des Himmels: "Mörder" und "Säufer" werden den Himmel bevölkern, Schläger und Blinde, "Kinder und Narren", doch mehr noch: Täter und Opfer – zusammengefaßt im Schlußbild des brechtschen anarchisch-libertinistischen "Baal" und des dostojewskischen "Karamasoff": Der Himmel ist nicht nur Ort der Scheiternden und Schuldbeladenen, er wird geradezu zum Ort der Allversöhnung, der letzten großen Gemeinsamkeit. Derartige Gedanken liegen heutigen christlichen Modellen gar nicht so fern, richten sich bei Brecht jedoch gegen eine bürgerlich-individualistische Erlösungsvorstellung, in welcher der Himmel als Ort der Reinen im Sinne einer Belohnung für tugendhaft-gottgefälliges Leben stilisiert wurde. Die Rede vom Himmel beim jungen Brecht: sie dreht die traditionellen Vorstellungen um und entlarvt die individualistische und moralistische Seite der christ-

lichen Himmelsrede als Vertröstung. Parodistisch-ironische Sprache unterstützt dabei diesen Entlarfungseffekt. Im Gefolge Brechts schreibt ein Lyriker wie *Erich Fried*. In seinen späten Gedichten "Beunruhigungen"²⁰ von 1984 greift er die Umkehr der Perspektiven auf:

Himmelsqualen

Die Hölle der Heiligen ist es
aus den Seligkeiten des Himmels
hinabzuschauen
auf die immerwährenden Qualen
der Menschen auf Erden
und niemals helfen zu können
und umweht von den himmlischen kühlen
erfrischenden Düften
das Feuersturmende der Städte
mitansehen und
mitfühlen und riechen zu müssen
in Ewigkeit

Dieser eher schlichte Gebrauchstext Frieds beläßt zwar die Verhältnisbestimmung von "Himmel und Erde" als "oben und unten", zerstört jedoch das Idealbild des Himmels als Ort ewigen Friedens. Höllisch muß es nämlich für die Himmelsbewohner sein, das Elend auf der Erde zu bezeugen und mitzufühlen, es aber nicht helfend ändern zu können. Ist nicht dann aber dieser Himmel die wahre Hölle? Von innen heraus wird das volkstümliche Himmelsbild ad absurdum geführt.

4. Vom "strahlenden Himmel" Tschernobyls

Eine noch einmal ganz andere Krise erfuhr die Rede vom Himmel in der deutschsprachigen Literatur Ende der 70er bis Mitte der 80er Jahre. Vor allem das Reaktorunglück von Tschernobyl machte vielen Menschen schlagartig bewußt, auf welchem selbstgemachten Pulverfaß sie sitzen. Der Ökozid – sei es das langsame Absterben durch Vergiftungen, zunehmender Luft- und Wasserverschmutzung, Verstrahlungen oder der ansteigenden Erderwärmung, sei es der plötzlich einmalige Super-Gau verschiedenst möglicher Art – war nicht länger Schreckensvision von wenigen Unheilspropheten, sondern jederzeit reale Mög-

²⁰ *Erich Fried: Gesammelte Werke. Gedichte 3*, hrsg. von Volker Kaukeleit/Klaus Wagenbach (Berlin 1993), S. 125.

lichkeit. Nirgendwo wird die Zäsurerfahrung vieler Menschen, welche diese Reaktorkatastrophe auslöste, deutlicher als in *Christa Wolfs* "Störfall". Sie beschreibt in diesen – so der Untertitel – "Nachrichten eines Tages" von den zwei für sie entscheidenden Ereignissen dieses Tages: von der Hirntumor-Operation ihres Bruders und von den Nachrichten über den "Störfall" in der Ukraine. Ein Tag, der alles veränderte, die Wahrnehmung, die Sprache, die Metaphorik. Die Überlegungen des Buches eröffnen mit einer Reflexion über Naturbeschreibungen, eine alte Domäne poetischer Rede:

"Eines Tages, über den ich in der Gegenwartsform nicht schreiben kann, werden die Kirschbäume aufgeblüht gewesen sein. Ich werde vermieden haben, zu denken: 'explodiert': die Kirschbäume sind explodiert, wie ich es noch ein Jahr zuvor, obwohl nicht mehr ganz unwissend, ohne weiteres nicht nur denken, auch sagen konnte."²¹

Mit diesem Tag hat die Natur, besser: hat das menschliche Reden und Denken über Natur endgültig seine Unschuld verloren. Vom "Leuchten der Natur", vom "strahlenden Himmel" – wer mag da nach diesem Ereignis noch von sprechen?

"Und der Himmel. Ein Himmel wie dieser, reines Blau. (...) Nun ist es soweit. Aber da können sie lange suchen, sie sehen nichts. Allein der Verdacht, der in ihnen bohrt, macht es, daß die unschuldige Himmelsfarbe diesen giftigen Ton annimmt. Der bösartige Himmel. So setzen sich die Mütter vors Radio und bemühen sich, die neuen Wörter zu lernen."²²

Im Bereich der Lyrik bleibt die Fixierung des schweizerischen Dichterpfarrers *Kurt Marti* unübertroffen. Sein 1987 erschienener Gedichtband "Mein barfüßig Lob" ist ein einzigartiger Versuch, nach und mit Tschernobyl weiterhin in Natur zu leben und über Natur zu sprechen. Der Band beginnt mit einem Gedicht unter der Überschrift "nach dem besuch der radioaktiven wolke"²³:

unser garten
– wehrlos die gräser die büsche –
hat seine unschuld verloren
wird nie mehr sein
was er war

²¹ *Christa Wolf*: Störfall. Nachrichten eines Tages¹ 1987, Frankfurt 1988, 9.

²² *Christa Wolf*: Störfall, a.a.O., S. 34.

²³ *Kurt Marti*: Mein barfüßig Lob. Gedichte, Darmstadt/Wien 1987, S. 7. Vgl. zu dem Band: *Karl-Josef Kuschel*: Im Spiegel der Dichter. Mensch, Gott und Jesus in der Literatur des 20. Jahrhunderts (Düsseldorf 1997), S. 96-104.

unser garten
– wehrlos das kraut das unkraut –
speichert jetzt tode im leben
der wurzeln: cäsium strontium
krypton plutonium

unser garten
– wehrlos die bäume die blumen –
wird stets wieder blühen
für uns die wir ratlos fragen
was uns noch blüht

Wie bei Wolf hat sich von heute auf morgen die Art unserer Naturwahrnehmung und -beschreibung verändert. Künftig muß zum klassischen naturpoetischen Vokabular neben Baum, Blume und Himmel "cäsium strontium krypton plutonium" hinzugezählt werden, ist das menschliche Zuschreibungsbild der natürlichen "Unschuld" endgültig verbraucht. Bedeutet dies nun den endgültigen Abschied von jeglicher Himmelsrede in der Poesie? Kurt Marti zeigt, daß und wie es gerade doch möglich sein *muß*, gegen alle realistischen Bedenken und Bedrohungen in alter Sprache – zumindest im Modus des Wunsches – weiterzureden. Davon zeugt vor allem das folgende Gedicht²⁴ aus dem gleichen Band:

blauer himmel

glücklich
die ihr betrunken sein könnt
vom blau des himmels!

möge
der rauschtrank
nie mangeln
und süffig ein leuchtverrat
auch unter finstergewölk
aus schuh und angel
euch heben

trinkt blau
trinkt nicht kummer!

²⁴ Ebd. S. 59.

5. Vom alltäglichen Himmel der Liebe

Die Rede vom Himmel als Vorratswunsch für Trinker des Himmelblaus! Von hier aus schlägt sich ein Bogen zu einem weiteren breit bezeugten Traditionsstrom im poetischen Gebrauch des Wortes "Himmel": Er überträgt dessen Bedeutung auf den Bereich der menschlichen Glückserfüllung und des Sehnsuchtsziels "Liebe". "Himmel" – das ist jener Himmel auf Erden, der sich für Menschen vor allem in gegliückten Liebesbeziehungen erfahren läßt. Von den ungezählten Beispielen dieses Wortgebrauches sei hier nur eines angeführt. *Ulla Hahn* ist wohl die bekannteste Verfasserin zeitgenössischer Liebesgedichte im deutschsprachigen Raum. Unter ihren Texten findet sich auch das folgende, um das Jahr 1980 herum entstandene Gedicht²⁵:

Der Himmel

Der Himmel liegt seit heute Nacht
in einem Ellenbogen
darein hatt' ich gesmogen
das kin und ein min wange
viel lange Zeit.

Der Himmel ist einsachtzig groß
und hat die blauen Augen
zum Frühstück aufgeschlagen
all so ist auch sein Magen
von dieser Welt.

Ulla Hahn spielt hier bewußt mit den Traditionen des Liebesgedichtes und der klassischen Rede vom Himmel. Ihr Gedicht zielt ab auf die letzte Zeile, daß nämlich der Himmel schlicht und real "von dieser Welt" ist. Auch hier geht es also um spielerische Umkehrung der Erwartung: Himmel ist nicht "dort oben", auch nicht "jenseits", sondern in der Liebe jetzt und hier. In der ersten Gedichthälfte zitiert die Dichterin dabei Worte der klassischen mittelalterlichen Liebesminne, um den Bezug auf eine lange Vererbungslinie der Liebeslyrik anzudeuten. Das bietet ihr eine zweite Kontrastfolie: Nicht nur gegen die Diesseitigkeit der Himmelsrede, sondern zudem gegen die scheinbar fehlende Realistik der Liebesminne setzt sie die lakonische Beschreibung ihres Himmelsspenders: einsachtzig groß, blauäugig, hungrig. So alltäglich ist Liebe, so alltäglich ist der Himmel auf Erden.

²⁵ *Ulla Hahn*: Liebesgedichte (Stuttgart 1993), S. 10.

Daß dieser Liebeshimmel stets bedroht ist, vergänglich, zerbrechlich – auch das ist der Liebeslyrik bewußt. Hören wir hinein in einen Beispieltext aus den frühen dreißiger Jahren, einen Text aus den Liebesgedichten, die sich das Dichterpaar *Claire und Ivan Goll* schrieben. Hier ist Claire Goll die Verfasserin, die den Geliebten vermißt²⁶:

Warum ist jetzt der Himmel so fern
Und der Asphalt so hart?
Warum riechen alle Blumen nach Grab
Und schmücken sich Andre
Mit deiner Tränen Aquamarin? (...)

Der Himmel ist krank
Die Rosenstöcke wandern aus.
Meine Vögel singen nicht mehr,
Die Flöten in ihren Kehlen,
Vom Regen gerostet, zerbrochen.
Und die Schmetterlinge fliehen
Meines Nordens blutarme Frühlinge:
Was wartest du noch?

Der "ferne, der "kranke" Himmel wird hier zum Bild für die fehlende und vermißte Liebe. Himmelsbilder im Zusammenhang von Sprache der Liebe: Sie stehen als Glücks- oder Sehnsuchtsmetaphern. Schauen wir abschließend noch auf die lyrische Himmelsrede bei zwei ausgesuchten Dichtern, in deren Werk die Metapher "Himmel" eine besonders intensive Gestaltung erfährt.

6. Vom Abgrund Himmel: Ernst Meister

Der Westfale *Ernst Meister* (1911-1979) zählt zu den wichtigsten, gleichzeitig zu den noch am wenigsten entdeckten großen deutschsprachigen Lyrikern unseres Jahrhunderts²⁷. Während er in seinem Frühwerk vor allem mit biblischem Sprachmaterial arbeitete, verknüpft sich die zunehmend hermetischer werdende – und nur noch intuitiv erschließbare, keineswegs aber mehr sicher auslotbare – Dichtung seit Ende der fünfziger Jahre mehr und mehr. Der biblische Bezug tritt nun auch in den Hintergrund. In dieser Phase wird vor allem die Metapher

²⁶ In: *Ivan Goll: Die Lyrik in vier Bänden*, Bd. II: Liebesgedichte 1917-1950, hrsg. von Barbara Glauert-Hesse (Berlin 1996), S. 136f.

²⁷ Vgl. dazu: *Ch. Soboth: Todesbeschwörung. Untersuchungen zum lyrischen Werk Ernst Meisters* (Frankfurt u.a. 1989); *R. Kiefer: Die „negative Theologie“ im lyrischen Werk Ernst Meisters* (Aachen 1990).

”Himmel“ zu einem Schlüsselbild seiner Lyrik. Wie etwa umschreibt er den ”Himmel der Kreatur“²⁸ in seinem 1958 erschienenen Gedichtband ”Zahlen und Figuren“:

Himmel der Kreatur

Ohnmacht zieht ihren Strich
quer über den Himmel
der Kreatur
und ihrer Propheten

Und kein Wunder
kommt aus dem Abend.
Demütig blinkt
sein Stern.

Bei Meister schwingt im Begriff ”Himmel“ stets die Doppelbedeutung von Natur und Religion mit. So geht es auch hier zunächst um einen Blick auf den Abendhimmel, aus dem ein Stern blinkt. Verbunden wird dieser Blick jedoch mit einer Reflexion darüber, was die Menschen, was ihre geistigen Vordenker mit dem Himmel verbinden. Die Wortwahl verweist dabei bereits auf die religiöse Ebene: ”Kreatur“ deutet implizit auf den Kreator, den Schöpfer; der Prophet ist der biblische Mann Gottes. Diese Andeutungen werden jedoch nicht eingelöst: Der Himmel hält die mit ihm verknüpften Erwartungen nicht: Er ist durchgestrichen von der ”Ohnmacht“; ist der ”Strich“ dabei eine Anspielung auf einen Meteor oder gar einen menschengemachten Himmelskörper, der tatsächlich sein Zeichen in den Nachthimmel zieht? Der vom Menschen abergläubisch mit Wünschen begleitet wird? Das würde erklären, warum von ”Wundern“ die Rede ist, die freilich – gut aufgeklärt, wie wir sind – ausbleiben. Ist dies also der ”Himmel der Kreatur“: verbunden mit Wünschen, Hoffnungen, Wunderglauben, die nie zu erfüllen sind; eine Himmelsrede, die am Ende in die demütige Einsicht in unsere Begrenztheit mündet?

Im gleichen Gedichtband findet sich ein Text²⁹, der noch einmal diese Spannung von menschlicher Himmelserwartung und aufgeklärt-nüchterner Wirklichkeits-erkenntnis thematisiert.

²⁸ Ernst Meister: *Ausgewählte Gedichte 1932-1979* (Frankfurt 1985), S. 33.

²⁹ Ernst Meister: a.a.O., S. 39.

Was Götter waren einst,
sind Schauens
hell lebendige Augen jetzt,
blaue Iris, blauende Pupille,
Blicken, das der Himmel blüht,
ein Beet aus Blick.

Nein, nicht leer
der Himmel. Nick nicht,
Staubgefäß, dem
schweren Blute, denn
von Wächtern oben, Betrachttern
deiner Wachheit, wimmelt.

Nein, nicht
leer ist der Himmel,
doch geklärt.

Wie stets bei Meisters Texten: Festzulegen auf einlinige "Bedeutung" sind sie nicht. Gerade so verdichten sie Wahrheit. Nur um mögliche An-Deutungen also handelt es sich bei den folgenden Gedanken. Meister verdichtet einen Wandel: Der Blick nach oben zum Himmel war traditionell mit der Erwartung verbunden, daß wir Menschen von dort von Gott oder von Göttern gesehen werden. Diese Götter gibt es nicht mehr. An ihre Stelle ist der suchende Blick des Menschen getreten, "hell", "lebendig", in dessen Augen sich das Himmelsblau klar spiegelt. Und aus diesen Suchblicken des Menschen kann der Himmel "blühen", die Blicke werden zum Wachstumsbeet späterer Blüten. Darf man folgern: Nicht Götter schauen nach uns, wir Menschen schauen nach den Göttern?

Doch dann die zweite Strophe: Heißt das "gut atheistisch", daß die Rede von Gott und Göttern sich selbst als Menschenwunsch und -trug entlarvt? Meister weist solche Schlußfolgerungen zurück: Mit dem Wechsel der Blickrichtung ist eben keineswegs gesagt, daß der Himmel "leer" sei. Wer derartig schwerblütigen Parolen der Religionskritik vorschnell nickend zustimmt, wird hier ermahnt: als vergängliches "Staubgefäß" (Assoziation: "Aus Staub bist du und zu Staub wirst du zurückgehen") steht ihm ein Urteil schlicht in seiner beschränkten Wachheit nicht zu. Denn Betrachter, Wächter, Götter gibt es genug "im Himmel".

Was also? Die knappe Schlußstrophe faßt zusammen: Nicht die atheistische Absage an die Existenz von "Himmelswesen" kommt den Menschen zu, denn der Himmel "ist nicht leer". "Doch geklärt?" Wer oder was hat sich geklärt? Wenn meine obige Lesart schlüssig ist, dann hat sich die menschliche Perspektive auf

die Götter und damit den Himmel als ihren "Lebensraum" geklärt. Im Sinne der Aufklärung hat sich der Versuch, quasi aus göttlicher Perspektive herabzuschauen auf die Welt und so seine Philosophie oder Theologie zu begründen, als Fehlversuch erwiesen. Dafür steht dem Menschen jedoch der Suchblick von unten nach oben auf den Himmel zu, ja aus diesem Blick erblüht der Himmel zum Leben.

Die lyrische Rede vom Himmel setzt sich in Meisters Gedichten fort. Vom Himmel als "scheinender Schale"³⁰ wird da gesprochen, oder vom Himmel, den es rätselhaft "am meisten"³¹ gibt. Die Abgründigkeit dieser Vorstellung tritt vor allem in dem folgenden Gedicht³² aus der 1968 erschienenen Sammlung "Zeichen um Zeichen" zu Tage.

In dem Gewölbe, dem
festen Schein, mit dem sich
der Abgrund, Himmel,
schmiegt um die seltene Erde,

kann sich zeigen ein Riß,
ein Klaffen, aus dem
das jenseitige Schwarz
trief: grauser Äther.

Der Himmel: das ist hier einerseits das Gewölbe, das sich um die Erde schmiegt und uns normalhin als feste Materie erscheint. Die schützende Anschmiegsamkeit des Himmels birgt jedoch den ständigen Abgrund in sich: den Riß, der den Schein der Geborgenheit zerstört und das Grauen des end-, licht- und zeitlosen Weltraums durchläßt. Abgrund Himmel...

Wie aber steht es dann um "das Himmlische", um das menschliche Sehnsuchtsziel? Auch dazu findet sich ein abschließendes Meister-Gedicht³³ aus demselben Lyrikband:

³⁰ Ebd., S. 83.

³¹ Ebd., S. 84.

³² Ebd., S. 88.

³³ Ebd., S. 89.

Das Himmlische:

die Innigkeit,
das Gran
im Ungeheuren,
von dem der Zahl
und Unzahl Meister
Wissen haben.

Entstandenheit,
die sag mir;
woher
des Herzens Herz,
das sag mir...

Dies sag mir
an der Endlichkeit
zuckendem Rand.

Was also ist der Kern des Himmlischen, das letzte Körnchen Wahrheit, hier mit "Innigkeit" und "Gran im Ungeheuren" bildhaft umschrieben? Meister des Wissens – ungezählt und unzählbar – kennen ihn. Und an einen solchen Meister der Erkenntnis wendet sich der Sprecher des Gedichtes mit der Bitte um Auskunft: Wie und warum das Leben entstand, und was des "Herzens Herz", der Kern des Kerns sei, der letzte und erste Anstoß des Seins – diese Urfrage richtet er an den namenlosen Angesprochenen. Doch wann, doch wo? "An der Endlichkeit zuckendem Rand"! Ist das der Moment des Sterbens, der Moment des Endes der Endlichkeit? Ist das Gedicht die Bitte um Aufklärung über die letzte Lebensfrage in der Stunde des Todes? Wird hier also die christliche Rede vom Himmel eingeholt in den Punkt der letzten Erkenntnis? Zugegeben: Ernst Meisters poetische Himmelrede bleibt rätselhaft. Himmel ist für ihn der letzte – und eben deshalb nicht genau erschließbare – Horizont des Menschen; auf Erden wie im Blick auf das Jenseits.

7. Vom Sehnsuchtsziel Himmel: Nelly Sachs

Ein Blick in die Wortkonkordanz³⁴ des Werkes von *Nelly Sachs* (1891-1970) zeigt schnell auf, daß "Himmel" zu einem der zentralen Worte der Literaturno-

³⁴ Vgl. *Paul Kersten*: Die Metaphorik in der Lyrik von Nelly Sachs. Mit einer Wort-Konkordanz und einer Nelly-Sachs-Bibliographie (Hamburg 1970), S. 70a.

belpreisträgerin von 1966 zählt – deren Werk sich einlinigen Deutungen genauso verschließt wie das von Ernst Meister. Ich möchte im folgenden eine Bildcollage versuchen, die sich am gemeinsam verbindenden Motiv orientiert. Da Nelly Sachs grundsätzlich ein kohärentes System von mystisch-poetischen Bildern entworfen hat, die sich durch ihr Werk hindurchziehen, scheint mir hier eine solche Herangehensweise unter Absehung von konkreten Einzelgedicht-Deutungen legitim und hilfreich.

Durch die außergewöhnlich häufigen Doppelbenutzungen von "Himmel" und "Sehnsucht" in einzelnen Gedichttexten wird deutlich: Himmel ist für Nelly Sachs das Ziel der letzten menschlichen Sehnsucht, die Urausrichtung menschlicher Hoffnungen. Warum das so ist, wird in dem Gedicht "Sinai"³⁵ aus dem 1949 veröffentlichten Band "Sternverdunkelung" deutlich. Dort lautet ein Abschnitt:

Sinai
von deinem Gipfel
Moses trug,
schrittweise abkühlend
den geöffneten Himmel
an der Stirn herab,
bis die im Schatten Harrenden
das unter dem schützenden Tuche Brodelnde
schaudernd ertrugen –

Hier ist die Rede vom "geöffneten Himmel", der den Menschen nur einmal Einblick gab in das verborgene Himmlische. Mose blieb es vorbehalten, den Himmel geöffnet zu sehen, und als Ergebnis dieser Öffnung brachte er den "im Schatten harrenden" Menschen die Gesetzestafeln der zehn Gebote – wie es uns im Buche Exodus jüdischer Tradition gemäß erzählt wird. Nelly Sachs läßt uns an dem dramatischen Moment teilhaben: Umgeben von göttlichem Himmelsglanz schreitet Mose den Offenbarungsberg hinab, mit frischgeschmiedeten, noch siedend heißen, von einem Tuch geschützt und verborgenen Steintafeln, die allmählich abkühlen. Schauern ruft dieser Gang des Mose hervor, Schauern vor dem einmal geöffneten Himmel und seiner Frucht, die Vermächtnis und Verpflichtung zugleich ist...

Dieses Schauern ist jedoch zugleich ein Wiedererkennen, es löst eine Heimatssehnsucht aus. Wie nämlich beschreibt Nelly Sachs in mystischer Sprache die Existenz von menschlichem Leben und des Volkes Israel überhaupt? Das wird aus einem anderen Text aus demselben Gedichtzyklus deutlich, den die Dich-

³⁵ Nelly Sachs: Fahrt ins Staublose. Gedichte ¹1961 (Frankfurt 1988), S. 102.

terin "Israel"³⁶ widmet und damit zugleich die biblische Gründergestalt Jakob als auch das sich auf ihn berufende Volk meint. Jakob wird ja – der rätselhaften Erzählung von Genesis 32 zufolge³⁷ – erst dadurch zum Israel, zum "Gottesstreiter", daß er als "Erstling im Morgengrauenkampf"³⁸ – so Nelly Sachs in einem direkt Jakob gewidmeten Gedicht aus dem selben Textzyklus – mit einem Engel Gottes ringt. Diese Tradition greift Nelly Sachs auf:

ISRAEL,
namenloser einst
(...)
Bis der versiegelte Himmel aufbrach
und du,
Waghalsigster unter den Nachtwandlern,
getroffen von der Gotteswunde
in den Abgrund aus Licht fielst

Im Bild des gefallenen Engels wird hier Israels Schicksal bildhaft beschrieben. Einst war der Himmel verschlossen, wohlgermerkt aus der Jenseitsperspektive betrachtet. Und dort gab es nur Dunkelheit und Ewigkeit. Plötzlich brach der "versiegelte Himmel" auf, ein späteres Jakob-Gedicht spricht hier von "heruntergebogenem Himmel"³⁹. In diesem Moment fiel Israel als "Waghalsigster" – gezeichnet von der aus Gen 32 bekannten "Gotteswunde" – in den Abgrund: aber das ist ein Abgrund "aus Licht": der "Abgrund" von Zeit, Vergänglichkeit und Leben.

Aus den beiden mythologischen Bildern läßt sich schließen: Die eigentliche Heimat und Herkunft des Menschen – oder ist hier "nur" vom jüdischen Volk die Rede? – liegt jenseits des Himmels. Gerade deshalb kennt er die tiefe Sehnsucht einer möglichen Rückkehr. Der Himmel wird bei Nelly Sachs zum Bild von Ursprung, Heimat und Sehnsucht über alle Leiderfahrungen hinaus und durch alle Leiderfahrungen hindurch. Von Abraham heißt es so in dem ihm gewidmeten Gedicht⁴⁰: "O du / der die Sehnsucht an den Horizont der unsichtbaren Himmel / heftete".

Der Himmel ist freilich verschlossen. Von der einmaligen Öffnung ist dem Menschen nur die göttliche Weisung als gebrochene Himmelsbotschaft erhalten. Angesichts der Unheilsgeschichte der Menschheit – vor allem in der Nazi-Barbarei – ist von einem Zugang zum Himmel jedoch nichts geblieben. Nur eine Ausnahme gibt es, dennoch zum Himmel zu gelangen oder in seinem Zeichen Schutz

³⁶ Ebd., S. 107.

³⁷ Vgl. dazu: *Hermann Spieckermann*: Der Gotteskampf. Jakob und der Engel in Bibel und Kunst (Zürich 1997).

³⁸ *Nelly Sachs*: Fahrt ins Staublose, a.a.O., S. 90.

³⁹ Ebd., S. 200.

⁴⁰ Ebd., S. 88.

zu erfahren: die Liebe. Zumindest bleibt die Hoffnung, daß sich in der Liebe die Himmel öffnen. "O mein Geliebter" – heißt es in einem Text von 1946 – "vielleicht hat unsere Liebe in den Himmeln der Sehnsucht schon Welten geboren"⁴¹. Und in einem späteren Gedicht⁴² heißt es dazu:

GESCHIRMT sind die Liebenden
unter dem zugemauerten Himmel.
Ein geheimes Element schafft ihnen Atem
und sie tragen die Steine der Segnung
und alles was wächst
hat nur noch eine Heimat bei ihnen.

Die "zugemauerten Himmel" lassen keinen Durchblick auf das Göttliche, und doch schafft ihnen ein "geheimes Element" Schutz und Lebensmöglichkeit. Genau so werden die Liebenden jedoch auch zu Baumeistern des Himmels, wie ein weiterer lyrischer Klagetext⁴³ andeutet, wo es heißt: "O die Blicke der auseinandergerissenen Liebenden / Die Himmelschaffenden, die Weltengebärenden". Die verschiedenen, in diesem Aufsatz dargestellten Assoziationsfelder von Himmel wirken hier – freilich auf sehr eigene Art und Weise – zusammen. Kosmologische, naturromantische, religiöse und amouröse Himmelsdeutung verschmelzen. Die alte Menschenheimat Himmel, aus der die Menschen vertrieben wurden, zu der sie sich zurücksehnen, die sich ihnen selten nur öffnet – den Liebenden mag sie offenstehen.

8. Poetische Himmelsrede – eine Zwischenbilanz

Die vorgelegten Überlegungen und Deutungen können nicht mehr sein als Bruchstücke der unschätzbar reichen Rede vom Himmel in der Literatur. Seltsam: Wo Theologie und Kirche sich mit der Himmelsrede immer schwerer tun, gleich dem Vertröstungsverdacht und dem Projektionsvorwurf unterliegen, da kann die Poesie freier und unbeschwerter alle möglichen Facetten der himmlischen Assoziationen aufgreifen und gestalten. Sicherlich, die Rede vom Himmel kann sich dabei aufklärerisch und satirisch gegen die traditionelle religiöse Deutung richten (Brecht, Fried), sie kann sich völlig säkularisiert auf den Himmel der amourösen Liebe beziehen (Hahn, Goll), sie kann jedoch auch den Bogen schlagen vom Naturbild zum religiösen Begriff. Gerade in der Andeutung, dem Hinweischarakter, der Verdichtung, die sich der definitorischen Auflösung

⁴¹ Ebd., S. 25.

⁴² Ebd., S. 86.

⁴³ Ebd., S. 62.

entzieht, liegt die besondere Möglichkeit des poetischen Sprechens vom Himmel. Vielleicht wäre das ein wichtiger Punkt, den theologisches Sprechen von der Poesie lernen könnte: Rede vom Himmel ist *Sehnsuchtsrede*, ist *Hoffnungsrede*. Jeglicher Versuch, hier mit sicherem Wissen und genau ausgemalten Sprachbildern zu reden, muß scheitern, weil er diese Hauptregel der Grammatik der Himmelsrede verletzt. "Nein, nicht leer der Himmel" – was als dogmatische Behauptung Streit, Ablehnung und Nachfragen nach sich zöge, bleibt in der Sehnsuchtsprache der Poesie und der Hoffnungssprache der Theologie eines der schönsten Gegenwarts- und Zukunftsbilder.